

machen, oder ob er Probleme wirklichkeitsnahe gestalten will. Denn dieser Film ist mit seltener Raffinesse gedreht. Ein Vorbild optischer Gestaltung.

Ein anderer Bildstreifen, „Ein Mensch der Masse“, kommt der Wirklichkeit bedeutend näher. Das Schicksal eines New Yorkers Durchschnittsbürgers, die Hoffnungslosigkeit eines Großstadtmenschen, der zur Ziffer unter Millionen herabgewürdigt ist. Eine Szene: An tausend Tischen sitzen tausend Buchhalter und addieren Tag für Tag, Stunde für Stunde. Sie sind fertig mit der Arbeit. Einer von ihnen wäscht sich etwas länger als die anderen, und die vorübergehenden Kollegen machen darüber einen Witz. Alle denselben Witz. Das ist eine Szene, die das wirkliche Gesicht Amerikas enthüllt wie die Romane der Sinclair und Lewis, der Dreiser und Hergesheimer. Ein Film des grauen Alltags — mit dem blamablen, unvermeidlichen happyend! — Das wichtigste Ereignis dieser Filmsaison ist der französische Spitzenfilm „Johanna von Orleans“. Großaufnahme reiht sich an Großaufnahme, Kopf an Kopf! Das menschliche Gesicht in abertausend Bildern. Böse Augen kreuzen sich mit hellen, Köpfe schräg in die Szene gesetzt, Köpfe hetzender, gehetzter Menschen! Gegeneinander, miteinander! Hinreißend und erschütternd die Falconetti als Johanna von Orleans, ein Bauernmädchen, dessen Augen man nie vergessen wird. Dreyer, der Regisseur, ohne Frage von Pudowkin beeinflusst, gab durchaus Eigenes. Aber die Herren Kritiker, aus erfindlichen Gründen des Inseratenetats verpflichtet, alberne Lichtbildposen als „Kulturart“ auszuschreiben, merkten wieder mal Nichts. Sie werden Nichts merken, heute nicht und morgen nicht. Und übermorgen? Die Lichtspielreferenten haben ausgespielt. Solange die Pressechefs regieren, deren Inseratenaufträge das Für und Wider entscheiden, ist kein Wandel zu erhoffen. Uns fehlt die unabhängige Filmkritik! Ansätze sind vorhanden. Sie müssen vorwärtsstoßen und die Maximen bestimmen und den Mut zur Konsequenz aufbringen. Es fehlt die unabhängige Filmkritik!

HANS TASIEMKA

JOURNALISTISCHER NACHWUCHS

Lang ists her, da beklagte Kurt Tucholsky in der „Weltbühne“ das Fehlen journalistischen Nachwuchses. Inzwischen ist Wolf Zuckers erstes Buch erschienen: „London. Liebe zu einer Stadt“ (Williams & Co., Berlin). Diesen Wolf Zucker hat Tucholsky in seine Schule genommen, und auf jeder Seite spürt man den Einfluß des Lehrers, nicht zum Schaden des Schülers. Wohl fehlt Zucker die Angriffslust Tucholskys, sein bissiger Humor und — die politische Perspektive, aber dafür beherrscht er, ebenso wie Tucholsky, die schwere Kunst, sich in fremdes Wesen einzufühlen. So entsteht aus den grauen Alltäglichkeiten der Themse-Stadt ein Bild, das man nicht mehr vergessen kann: weil es so lebendig, farbig, sicher entworfen ist, daß jede Einzelheit im Gedächtnis haftet. Wolf Zucker ist — was man ihm dick ankreiden muß — weit entfernt von einer politisch klaren Linie. Aber setzen wir den Fall, die Redaktion einer Tageszeitung findet, zwischen den Sorgen um ihren Inseratenteil und den Berichten über den garantiert endgültigen Friedenspakt, einen Augenblick Zeit, den Bestand ihrer Korrespondenten zu sichten, und setzen wir ferner den Fall, die Redaktion kommt auf den Gedanken, einmal probeweise diesen Wolf Zucker auszusenden, so kann man heute schon versichern, daß dieser Korrespondent ihr alles Wissenswerte haargenau und wahrhaftig berichten wird. Und eine Berichterstattung, die sich in fremdes Wesen einzufühlen versteht, Nichts verschweigt, Nichts aus Eigenem hinzudichtet, also wahrhaft ist — solche Berichterstattung ist heute wichtiger denn je.

RUDOLF FÖRSTER

4*